Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 26

Artikel: Suggestion?

Autor: O'Hara, James

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641473

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

aussah wie ein Lampion. Das Röslein schaute bald auf den Mohn, bald auf sein eigenes Kleid. Es verglich, kein Zweifel, der rote Mohn hatte schönere Blätter, und so zart ein Rosenblatt ist, ein Mohnblatt ist noch viel zarter; zudem glänzt es sanft und angenehm. Auch hatte der Mohn eine schwarze Seidenrüsche um den Hals, was dem Röslein sehr imponierte. Kurz und gut, es war bald ganz verliebt in den Mohn. Es wollte aber nicht das erste Wort sprechen. Der Mohn jedoch schaute in die entgegengesetzte Richtung und dachte, die bleichsüchtige Rosenprinzessin sei nichts für ihn. Seine Mutter war eine Anemone, und er träumte von einem süßen, koketten Anemönlein. Dabei errötete er immer mehr, und er ließ den leuchtenden Mantel spielen. Wenn der Wind ein wenig durchs Fenster wehte, bewegten sich die Seidenfäden seiner Halsrüsche, und das Röslein zitterte vor Liebe. Als der rote Mohn das bemerkte, dachte er:

Ah, die kleine Rose liebt mich; aber sie soll jetzt erst ein wenig warten. Er öffnete seinen roten Mantel, daß man inwendig die schwarzen Ornamente sehen konnte; denn der rote Mohn war eitel. Das Röslein aber hatte nicht den Mut sich zu entfalten, aus Furcht, es vergäbe sich etwas. Es wurde ganz blaß vor verschwiegener Liebe und Sehnsucht zu dem roten Mohn.

Das konnte der Mohn nicht ansehen und er streichelte das Röslein mit seinem Mantel. Da wurde das Röslein rot und es begann zu blühen. Es blühte bis zum Abend und den ganzen nächsten Tag. — Dann fühlte der Mohn, daß er sterben müsse. Da tat er seinen Mantel von sich und deckte ihn über das Röslein.

Als das Röslein sah, daß der Mohn tot war, hörte es auf zu blühen. So sehr hatte es den roten Mohn geliebt.

Suggestion?

Von James O'Hara.

Gestatten Sie mir eine Vorbemerkung, ehe ich Ihnen diese überaus seltsame Geschichte erzähle. Ich bin seit vielen Jahren Telegraphist, und werde für einen nüchternen und soliden Beamten gehalten. An Spuk, Telepathie, Okkultismus und solche modernen Dinge glaube ich nicht. Um so mehr mußte mich das Erlebnis fesseln, das ich schildern will, und das einige Jahre zurückliegt:

Ich war erst vor einem Jahr an ein Telegraphenamt in einem Londoner Vorort versetzt worden, wo ich von abends 6 bis nachts 12 Uhr Dienst hatte. Eines Nachts, kurz vor Dienstschluß, traf eine seltsame Depesche ein. Sie war zu einem Herrn in unserem Vorort adressiert und bestand aus den zwei Worten „Hüte dich!" Der Absender zeichnete nur mit einem „H". Das Telegramm wurde dem Boten übergeben, ich hatte mich nicht mehr darum zu kümmern. Zwei belanglose Telegramme trafen noch ein in dieser Nacht. Dann war Feierabend für mich, und ich konnte mich in meine kleine Wohnung begeben, die drei Häuser vom Telegraphenamt entfernt war.

Als ich den Korridor betrat, sah ich, daß im Badezimmer noch Licht brannte, das man zu löschen vergessen hatte. Ich besorgte es. Bei dieser Gelegenheit wurde ich darauf aufmerksam, daß einer der Wasserhähne nicht ganz zugedreht war, so daß ein Wassertropfen nach dem andern auf den Boden der Badewanne fiel. Ich blieb einen Augenblick in der Tür stehen, um dem Fall der Tropfen zu lauschen. Sie kamen in so eigenartiger Weise, gleichsam stoßweise, daß ich zu mir selbst sagte: es klingt fast so, als hätten sie etwas zu sagen. Dan fing ich an, mechanisch die Tropfen abzulesen, als wenn es sich um ein Telegramm handelte und merkwürdig genug klang es, wie „Hüte dich! Hüte dich!" Dann trat eine kurze Pause ein, auf die nur der eine Buchstabe „H" folgte. Mir wurde ganz eigentümlich zu Mute. Ich zündete die Lampe an. Dann setzte ich mich auf den Rand der Badewanne und lauschte aufmerksam den Tropfen. Dieselben Worte wiederholten sich unaufhörlich.

Anfangs erinnerte ich mich nicht recht, wo ich die Worte früher gehört hatte. Wir Telegraphisten haben ja so viele Depeschen zu befördern, daß wir nur äußerst selten einer besondere Aufmerksamkeit schenken. Plötzlich wurde es mir aber klar, daß die Tropfen den Wortlaut des Telegrammes wiederholten, das ich vor meinem Verlassen des Amtes befördert hatte, und ich kam zu dem Schlusse, daß meine Nervosität hier hineinspielte, und daß eine Sinnestäuschung meinerseits vorlag.

In demselben Hause mit mir wohnte einer meiner Kollegen, und da ich nicht zur Ruhe kam, entschloß ich mich, ihn zu rufen. Er sollte entscheiden, ob ich recht gehört hatte oder nicht. Es war allerdings schon späte Nacht, und er war wohl schon zu Bette gegangen, trotzdem beschloß ich, ihn zu holen. Anfänglich war er denn auch etwas verdrießlich, schließlich bewog ich ihn aber doch, mir zu folgen.

Obgleich ich ihm nicht sagte, wie ich die Sprache der Tropfen auslegte, kam er doch zu demselben Resultat wie ich. Wir standen beide da und lauschten. Er überlegte, woher die Mitteilung kommen mochte und für wen sie eigentlich bestimmt sei. Ich erinnerte mich des Namens der Person nicht mehr, an die das Telegramm adressiert war, und ich sagte meinem Kollegen auch nichts davon.

Nachdem wir uns über das Ganze lustig gemacht hatten, verließ mich mein Freund. Ich begab mich in mein Zimmer, da ich mich aber etwas nervös fühlte, ging ich nicht sofort zu Bett, sondern setzte mich eine Weile an meinen Schreibtisch, wo ich über das Erlebte nachdachte. Nach einiger Zeit stand ich aber auf und trat an den Spiegel, um meinen Kragen abzubinden.

Wie ich, in Gedanken versunken, dastand, erblickte ich im Spiegel eine männliche Person hinter mir. Sie saß am Schreibtisch auf demselben Platz, den ich bis vor kurzem eingenommen hatte. Ich war zu erstaunt, um mich umzudrehen. Ich stand nur da und starrte das Bild an.

Es war ein großer, schlanker Mann. Sein Antlitz war leichenblaß, und ich sah, daß seine Augen von dunklen Ringen umgeben waren. Plötzlich ergriff der Fremde einen Bleistift und schrieb, oder richtiger gesagt, punktierte etwas auf ein Blatt Papier, das auf dem Schreibtische lag. Ich folgte den Bewegungen seiner Hand und sah, daß er ein „h" schrieb. Dann folgte ein „ü", darauf kamen „t" und „e". Nach einer kurzen Pause setzte er fort „D"—„i"—„ch". Jetzt machte er längere Zeit halt. Es schien, als überlege er gründlich. Ich wußte, was kommen würde, und richtig, da stand schließlich das erwartete „H".

Dann erhob er sich, und als ahne er von meiner Gegenwart nichts, verschwand er, ohne sich umzusehen, ja ohne den Kopf zu bewegen, mit langsamen Schritten durch die offene Tür. —

Ich stand wie gelähmt da. Schließlich fand ich meine Besinnung so weit wieder, daß ich mich dem Schreibtisch zu nähern vermochte. Man kann sich denken, welche Gefühle mich ergriffen, als ich einen Blick auf das Papier warf, und es vollständig leer fand — nicht ein Wort enthielt es.

Ich trat an die Tür, schloß und verriegelte sie. Dann sank ich in einen Stuhl. Ich war nicht imstande, einen Gedanken zu fassen. Wie lange ich so gesessen hatte, weiß ich nicht. Erst als die Morgensonne schon durch die Vorhänge schien, kam ich zum Bewußtsein. Aber ich fieberte am ganzen Körper. So trat ich an das Fenster und öffnete es, um frische Luft zu schöpfen.

Wie geistesabwesend starrte ich auf die menschenleere Straße hinab. So früh am Morgen kam es selten vor, daß jemand vorbeiging, und die Fußtritte eines Vorübergehenden schallten immer von Haus zu Haus weiter. Wie ich so hinausschaute, sah ich, wie ein Mann sich drüben auf dem Bürgersteig näherte. Er ging so leise, daß nicht der geringste Laut hörbar war, dabei aber doch in schnellem Tempo. Ich fand dies höchst sonderbar, zumal sein Gang ziemlich schwer schien. Als er sich meinem Fenster näherte, sah es aus,

als wenn er seine Schritte mäßigte. Erst drehte er mir halb den Rücken zu, als wenn er nicht erkannt zu werden wünsche. Dann wandte er sich plötzlich um und starrte mir gerade ins Gesicht. Unsere Augen trafen sich. In seinen Zügen lag ein Ausdruck von Angst und mit der Hand winkte er nach der Richtung des Vororts.

Ich beugte mich zum Fenster hinaus und rief ihn an. Aber ruhig, ohne sich umzusehen, setzte er seinen Weg fort und verschwand um die nächste Ecke. Ganz außer mir stürzte ich die Treppe hinunter und ihm nach. Er war aber wie von der Erde aufgesogen.

Mechanisch setzte ich meinen Weg nach dem Telegraphenamt fort. Hier war man erstaunt, als man mich so früh am Morgen eintreten sah. Ich erzählte aber, ich sei so nervös und hätte keinen Schlaf finden können. Dann schlug ich das Buch auf und suchte nach dem seltsamen Telegramm, um mich sofort auf den Weg nach dem Vorort zu machen.

Als ich mich dem Hause näherte, in dem der Adressat der Depesche wohnte, fiel mir auf, daß sich eine große Menschenmenge davor angesammelt hatte. Ich drängte mich indessen durch die Menge durch. Vor der Haustür standen zwei Schutzleute, die den Eingang bewachten. Zufällig kannte ich den einen. Ich fragte ihn, was es hier gäbe.

„Es ist hier eben ein fürchterlicher Mord begangen worden", antwortete er, „wenn Sie wünschen, können Sie hineingehen."

Ich trat ein und man zeigte mir ein Zimmer, auf dessen Fußboden ein Mann lag. Noch sehe ich die Leiche vor mir. Sie war fürchterlich zugerichtet und lag in einer großen Blutlache. Die Beamten waren gerade im Begriff, die Taschen des Toten zu untersuchen, um, wenn möglich, nähere Aufklärung zu schaffen. Schließlich fand man ein Papier, und als es entfaltet wurde, zeigte es sich als die von mir beförderte, mit dem Buchstaben „H" unterzeichnete Depesche.

Ich wankte aus dem Zimmer und bestieg den ersten Omnibus, der mich zum Amte brachte. Dort erzählte ich das Erlebte einem Kollegen und zeigte ihm die Kopie der Depesche. Er verhielt sich meinem Berichte gegenüber äußerst skeptisch und schien an meinem Verstande zu zweifeln. Ich beschloß deshalb, nicht weiter hierüber zu sprechen.

Inzwischen verfloß ein Monat nach dem andern, ohne daß es der Behörde gelang, Aufklärung in die Sache zu schaffen. Da ereignete sich eines Tages — es war etwa ein halbes Jahr seit der schrecklichen Begebenheit verflossen —, daß ein hoher, schlanker Mann auf dem Amt erschien. Er trat an das Schreibpult am Fenster, nahm ein Formular und setzte eine Depesche auf. Mit dem Rücken stand er mir zugewandt und ich konnte sein Gesicht nicht erkennen. Inzwischen war er fertig und trat an die Schranke heran. Da ich zufällig allein war, mußte ich die Depesche annehmen. In demselben Augenblick, als er auf mich zuschritt, fiel mein Auge auf sein Antlitz. Aber, o Schrecken! Es war der geheimnisvolle Mann, den ich in jener fürchterlichen Nacht vor sechs Monaten gesehen hatte!

Der Mann bemerkte meinen entsetzten Ausdruck und es sah aus, als wenn auch er fürchterlich erschrak. Als er sich mir aber näherte, bemerkte ich, daß sein Gesicht voller war, als dasjenige, das ich in der bewußten Nacht gesehen hatte. Außerdem war die Stirn niedriger und er hatte keine dunklen Ringe unter den Augen.

Ich nahm die Depesche aber so ruhig wie möglich entgegen. Während ich die Wort zählte, kam ein anderer Beamter herein. Ich murmelte einige Worte zu dem Fremden und trat an den Kollegen heran. Ich erzählte diesem, daß der Fremde in der einen oder anderen Weise mit dem vor sechs Monaten begangenen gräßlichen Mord in Verbindung stehen müsse, und bat ihn, sofort einen Schutzmann zu holen.

Der Fremde betrachtete uns etwas mißtrauisch, als wir miteinander flüsterten, und ich zog mich hinter die Schranke zurück. Während ich mich so stellte, als mache ich die Depesche fertig, schlich sich mein Kollege hinaus. Ich versuchte eine Unterhaltung mit dem Fremden anzuknüpfen, dieser schien aber nicht aufgelegt. Schließlich verließ ich meinen Platz hinter der Schranke und näherte mich ihm.

„Verzeihung! Ist Ihr Name nicht Atkins?" fragte ich, während ich seinen Arm berührte.

Das war nur eine List meinerseits, und er durchschaute mich auch sofort.

Mit einem Fluch fuhr er auf mich los und faßte mich an der Kehle.

„So, Sie glauben, daß Sie mich fassen können, Sie Trottel?" rief er aus.

Seine Augen leuchteten in unheimlichem Glanze, und mit eisernem Griff drückte er seine Hand um meine Kehle. Vor meinen Augen wurde es schwarz und ich verlor die Besinnung.

Als ich wieder zum Bewußtsein kam, lag ich im Krankenhaus. Man erzählte mir, daß der Fremde mich fast erdrosselt hätte. Im letzten Augenblick wäre er aber übermannt worden. Im Gefängnis hatte er gestanden, daß er den Mord begangen habe. Er wurde zum Tode verurteilt. Vor seinem Ende erzählte er alle Details des Mordes und die Veranlassung dazu. Es ging daraus hervor, daß der Ermordete — er hieß Anthony Usina — von dem Bruder des Mörders in dessen Heim nach Louth eingeladen war. Usina und sein späterer Mörder waren dort wegen einer Geldangelegenheit in Streit geraten und Usina hatte dem anderen eine tüchtige Zurechtweisung erteilt. Dieser schwor ihm deshalb Rache, und als Usina einige Tage darauf nach London reiste, beschloß er, ihm zu folgen. Sein Bruder, ein sehr ehrenwerter Mann, hatte versucht, ihn zur Vernunft zu bringen und ihn in Louth zurückzuhalten, aber vergebens. Er fuhr nach London, und es glückte ihm auch, Usinas Adresse ausfindig zu machen.

Der Bruder des Mörders, der ahnte, daß ein Unglück geschehen würde, telegraphierte unverzüglich an Usina und warnte ihn. Es war das Telegramm, das ich in jener Nacht empfing.

Merkwürdigerweise befiel den Absender der Depesche wenige Stunden nachdem er sie abgeliefert hatte, ein Schlaganfall, an dem er sofort starb. In der Zwischenzeit hatte der Mörder sein Opfer gefunden und die Greueltat verübt. Er mußte den Ermordeten vollständig überrumpelt haben, sodaß dieser keine Zeit mehr fand, sich die Warnung zunutze zu machen. Das Sonderbare bei der ganzen Geschichte war, daß die beiden Brüder Zwillinge waren und einander zum verwechseln ähnlich sahen. Der Gedanke an das Verbrechen, welches sein Bruder plante, ruhte offenbar bis zum letzten Augenblick schwer auf dem Toten, und die Absendung der Depesche war sicher eine seiner letzten Handlungen. Kann man annehmen, daß seine Seele ihm keine Ruhe ließ, und daß er alles versuchte, mich nach dem Vorort zu führen, damit ich den Mord verhinderte? War es Suggestion, Fernhypnose — oder was war es? Leider war es nicht geglückt. Ich glaube an keine Spukgeschichte oder ähnliches. Andrerseits fehlt mir aber jede Erklärung für mein so sonderbares Abenteuer. (Aus dem Englischen von Hans Landt.)

Das Leben.

So wie man in das Leben schaut,
So wird es uns erscheinen! —
Wer Gott und eig'ner Kraft vertraut,
Dem wird es licht erscheinen.
Wer nach dem Licht, dem Guten strebt,
Wird helle Pfade finden, —
Von hoffnungsfroher Kraft belebt
Wird viel er überwinden. —
Wer aber trüb ins Leben blickt
Der wird es trübe finden,
Der wird von Sorgen eng umstrickt, —
Kalt wird sein Dasein schwinden. Ernst Dür.